

Vom evangelisch-sozialen Kongress

Autor(en): **Liechtenhan, R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **1 (1906-1907)**

Heft 8

PDF erstellt am: **08.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-131495>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

<http://www.e-periodica.ch>

Vom evangelisch-sozialen Kongress.

Nicht einen Bericht will ich hier geben, denn ein solcher kann gerade das Beste, was der Teilnehmer gewonnen, nicht wiedergeben, sondern bloß einige Gedanken im Anschluß an den Kongress. Wer Genaueres erfahren möchte, kaufe sich das Protokoll*).

Wer an eine solche Versammlung kommt, spürt bald, daß in Deutschland die sozial gesinnten Elemente der „bürgerlichen“ Gesellschaft von der Sozialdemokratie nicht bloß dadurch geschieden sind, daß sie eine weniger radikale Umgestaltung des Wirtschaftslebens erstreben, sondern in erster Linie durch verschiedene Stellung zum nationalen monarchischen Staat und seiner Weltpolitik. Diese Differenz wird sehr stark als Gegensatz der Gesinnung empfunden. Wir können das nur bedauern; aber wir müssen uns auch wohl hüten, von unsern einfacheren Verhältnissen aus die Frage der nationalen Machtpolitik bequem übers Knie abzubrechen und die zu verdammen, die nicht so glatt damit fertig werden. Daß die Deutschen es damit leicht nehmen, kann man auch nicht behaupten; z. B. Raumann hat so damit gerungen, daß er eigentlich als Verkörperung des Problems kann angesehen werden. Wenn er sagt: Ich kann die Machtpolitik nicht aus christlichen Motiven ableiten, aber ich sehe auch ihre Notwendigkeit ein und verzichte deshalb darauf, nur christliche Motive zu haben, so ist das eine Verlegenheitsauskunft; aber sie hat den Vorzug der Ehrlichkeit und ist vielleicht auch tapferer als die Entschlossenheitstheorien, die über die praktischen Schwierigkeiten mit pathetischen Worten hinwegschreiten.

Prof. v. Schulze-Gaevernitz wollte im Referat des ersten Tages vor allem das Eine zeigen, daß wenn auf die Zeit der deutschen Unkultur in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts eine neu-deutsche Kultur folgen sollte, diese auf einer Erneuerung des deutschen Idealismus von Kant, Schiller und Goethe beruhen müsse mit seinem Satz: Alle Dinge haben einen Preis, allein der Mensch hat Würde. Es muß eine Kultur sein, in der nicht mehr die Menschen den Sachen, sondern die Sachen den Menschen dienen. Nur wenn wir diesen Idealismus festhalten, kommen wir auch zu einer neuen Wirtschaftsordnung, welche eine neue Kultur ermöglicht. Die Diskussion beschäftigte sich mit der Frage, wie solcher Idealismus Besitz der Masse werden könne; mit Recht wurde dabei betont, daß hier die christliche Verkündigung der Kirche immer noch eine unentbehrliche Aufgabe zu vollbringen habe. Prof. Tröltzsch in Heidelberg zeigte, wie zwei Formen von Idealismus neben einander hergehen und sich ergänzen müssen: Der westeuropäische, der die einzelnen Persönlichkeiten als letzte Ziele faßt, und der deutsche, der die Personen vollkommen letzten höchsten Ideen unterwerfen und wenn nötig opfern will.

*) Erschienen bei Vandenhoeck & Ruprecht in Göttingen. Preis Fr. 2. 70.

Dem Schreiber dieser Zeilen kamen bei den Gedanken von Prof. v. Schulz-Gaevernis allerlei Debaten der letzten Zeit über Inneres und Äußeres in den Sinn. Gewiß braucht die Arbeiterbewegung eine nicht nur idealistische, sondern auch religiöse Vertiefung und man kann die „sozialen Pfarrer“ nicht schlimmer mißverstehen, als wenn man ihnen zutraut, sie wollten die Arbeit an dieser Aufgabe bei Seite schieben. Sie ist vielmehr das Selbstverständliche, das gar nicht zur Diskussion steht. Was uns beschäftigt, sind vielmehr die beiden Fragen: Wie weit üben die heutigen wirtschaftlichen Verhältnisse einen Druck aus, unter dem ein Eroberungszug des Idealismus durch die Massen erschwert oder gar verhindert wird? Daß wir diesen wirtschaftlichen Druck nicht für das einzige Hindernis ansehen, sollte nicht mehr gesagt werden müssen. Und unsere zweite Frage lautet: Wird man unserm Idealismus glauben und ihn für mehr als Wortgeklingel halten, solange er nicht den festen Willen zeigt, die äußern Verhältnisse seinen Grundsätzen entsprechend, wenn's sein muß unter Opfern umzugestalten? Ein Idealismus, der nicht nach außen wirkt, ist kraft- und eindrucklos.

Doch zurück zum Kongreß. Die Verhandlung des zweiten Tages galt der Bekämpfung der Unsittlichkeit. Der Verfasser des Buches: „Wir jungen Männer,“ Pfarrer Wegener in Mörs, hatte das Referat, Frau Prof. Weber in Heidelberg das Korreferat. Wegener verfocht vor allem den einen Gedanken: Ueberwindung der Unsittlichkeit erreicht man nicht durch Bekämpfung ihrer Symptome, sondern durch Stärkung positiver Kräfte; nicht durch Verbote, sondern durch Ideale. Einen solchen positiven Gedanken findet er in der ehrfürchtigen Bejahung des Geschlechtstriebes als der Grundlage der Familie, der innigsten, das eigene Selbst erhöhenden und die Zukunft schaffenden Gemeinschaft. Die Korreferentin stellte in ihrem von ergreifendem, sittlichem Ernst getragenen Vortrag und tiefbewegten Schlußvotum der von Wegener geforderten Bejahung des Natürlichen die Notwendigkeit seiner Ueberwindung entgegen; übrigens war der Gegensatz nicht so groß wie er schien, es waren nur zwei Seiten der Wahrheit, die verschieden stark betont wurden. Denn Wegener meinte auch nicht die brutale Natur, sondern eine gebändigte und gezügelte. Von den praktischen Forderungen Wegeners möchte ich hier zwei erwähnen: Da die späte Möglichkeit der Heirat auch ein Nährboden der Unsittlichkeit ist, fordert er zur Verminderung dieser Not, daß Verheiratete und Unverheiratete verschieden besoldet sein sollten, also eine sehr erwägenswerte Form der „Junggesellensteuer.“ Und eine zweite Forderung lautet: Unterstellung der Geschlechtskrankheiten unter die Seuchengesetzgebung. Der Arzt soll zum mindesten sein Veto einlegen dürfen, wenn ein von ihm behandelter Geschlechtskranker im Begriff steht, eine Ehe zu schließen. Wegener hatte Widerspruch gegen dieses Postulat erwartet, aber der Kongreß spendete dafür lebhaften Beifall und damit ist der Gedanke in die öffentliche Diskussion geworfen. Es wird natürlich noch viel Wasser den Rhein hinunterfließen, bis nur ein erster Schritt in dieser

Richtung getan wird, besonders in unseren demokratischen Staatswesen. In monarchischen Ländern können solche Maßregeln von oben her angeordnet werden. Bei uns muß erst die Mehrheit dafür gewonnen werden, und wird das je geschehen? Es ist höchstens dann zu hoffen, wenn nicht mehr die Männer allein die Gesetze machen.

R. Liechtenhan.



Umschau.

In Genf ist also die sog. **Trennung von Kirche und Staat** zur Wirklichkeit geworden. Wir freuen uns darüber aufrichtig. Nicht weil wir gerade Enthusiasten für die Trennung wären, sondern weil wir damit nun einmal vor eine klare, bedeutsame Tatsache gestellt und so auf der Linie einer notwendigen Entwicklung einen Schritt weiter gekommen sind. Wäre der Entscheid anders ausgefallen, so hätte es überall geheißen: „Seht doch, das Volk will die Trennung nicht!“ Alle ängstliche und halbherzige Verschleppungspolitik hätte Wasser auf die Mühle bekommen. Und doch sollten wir nun einmal wagen, der Wirklichkeit ins Gesicht zu schauen und einsehen, daß die „Trennung“ kommen muß, ob wir daran Freude haben oder nicht. Wir persönlich haben daran doch Freude, weil wir in diesem Prozeß eine Etappe in der Entwicklung der religiösen Freiheit und Innerlichkeit erblicken, aber auch wer anders fühlt, sollte sich sagen, daß es der Kirche anstünde, selbst den nötig gewordenen Schritt zur rechten Zeit zu tun, bevor man ihr den Stuhl vor die Türe setzt. Doch wo hat die Kirche von sich aus einmal einen Schritt vorwärts getan und in einer vorwärtsdrängenden Entwicklung Gottes Willen erkannt?

Wir begreifen, daß altgenferisches Empfinden durch die Beseitigung seiner Staatskirche schmerzlich berührt wird, glauben aber, daß Calvin heute auf Seite der siebenzehn Pfarrer stünde, die sich durch einen trennungsfreundlichen Aufruf an die Bevölkerung wandten, und nicht auf Seite des Konsistoriums und seiner Anhänger; sie handelten aus dem Glauben, nicht aus der Furcht und haben der Kirche damit Ehre gemacht. Es tritt übrigens in diesen Trennungsdebatten so viel Unklarheit über die in Frage kommenden Begriffe zu Tage (Verwechslung von Religion und Kirche, Volk und Staat u. s. w.), daß auch dadurch, wie durch vieles andere, klar wird, wie sehr wir uns ein Denken nach Prinzipien und weiten Gesichtspunkten abgewöhnt haben.

Hoch erfreulich und für die Weissagungen der Trennungsgegner ebenso beschämend wie für ihre Freunde ermunternd, sind die Berichte über den Geist der Einigkeit und Entschlossenheit, der sich nun in der Genfer Kirche zeigt. Das ist der Segen des Leidens. Dieser ganze Weg wird überhaupt ein Segensweg, wenn wir ihn richtig gehen, d. h. tapfer und vertrauensvoll. Doch darüber einmal ausführlich.

R.